Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

152 (3.7.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Aus einem Moskauer Krankenhause

Man sollte doch glauben, daß die Sowjetleute, die jeden kleinen Fortschritt, der in Westeuropa eine Selbstverständlichkeit bedeutet, an die große Glocke hängen und als eine Errungenschaft des Sozialismus in die Welt hinausposaunen, wenigstens in ihrer Hauptstadt Moskau, nicht mehr gemeinnützige Einrichtungen besitzen, die anstatt dem Volke zu dienen, in Wirklichkeit einen Schandfleck darstellen. Die Moskauer Prawda und die Leningrader Rote Zeitung bringen aber zu gleicher Zeit ein Feuilleton aus der Feder des bekannten russischen Sowjetjournalisten Roklin", in dem unglaubliche Zustände in einem Moskauer Krankenhaus geschildert werden. Der Leiter dieses Krankenhauses, ein Professor Braude, handelte nach dem Grundsatz des Molierschen Helden, der da sagte: „Die Toten sind die bescheidensten Menschen auf der Welt". So hat sich jetzt auch noch kein einziger Toter, der von diesem Arzt ins Jenseits befördert wurde, über ihn beschwert. Die Lebendigen hielt aber Braude streng in der Zucht: wagte es irgendjemand in seiner Frauenklinik, sich zu beschweren, so wurde er kurzerhand gesund geschrieben und flog hinaus. Da zogen die Kranken vor, den Mund zuhalten. Grund zu Beschwerden gab es aber in Hülle und Fülle.

Die Krankenräume wimmelten von Schwaben und Wanzen. „Kein Unglück", meinte Professor Braude, „die Wanzen und Schwaben werden aufhören, sobald die objektiven Bedingungen sich geändert haben werden". In Wirklichkeit blieben selbst die elementarsten hygienischen Anforderungen unerfüllt. Es mangelte an Wäsche; ein Teil der Kranken schlief statt auf Laken, auf Hemden. Das Wechseln der Wäsche findet äußerst irregulär statt. Das Verhalten des Pflegepersonals ist äußerst unaufmerksam, nachlässig, bürokratisch und grob. Die Aerzte wechseln, ihre Anordnungen werden nicht befolgt. Oefters vergehen mehrere Tage bis der Arzt die neueingelieferten Kranken aufsucht. Eine Arbeiterin, die am 26. März eingeliefert worden war, ist erst am 30. vom Arzt besucht worden. Die Patientin T. lag eine Woche an Blutungen darnieder, ohne daß ihr fachmännische Hilfe zuteil wurde. Die Kranke J. erklärte gelegentlich einer Revision, daß sie überhaupt vergessen worden sei. Die Tampons werden lange Zeit hindurch nicht ausgewechselt und beginnen zu faulen. Die ärztlichen Anordnungen und das Datum der Operation werden öfters mit Verspätungen notiert; nicht selten wissen die Schwestern überhaupt nicht, wann sie stattgefunden haben. Unter Umständen warten die kranken Patienten einen Monat oder länger auf die Operation. So mußte z. B. die Patientin Sch., die an einer Frauenkrankheit litt, sich einen Monat und zwei Tage gedulden, bis die Reihenfolge an sie kam. Zwar bat sie, daß man sie früher vornehme, da sie ein Kind zu Hause habe, der Arzt meinte aber: „Lieg nur, lieg, du bekommst zu essen und sei zufrieden". Die Patientin B. bat nach zweiwöchigem geduldigem Warten, daß man doch endlich die Operation vornehme, da sie fürchte, sie würde wegen des Hochwassers nicht in ihr heimatliches Dorf zurückkehren können. Sie erhielt zur Antwort: „Alles geht der Reihe nach". Die Nachlässigkeiten bei den Operationen spotten jeder Beschreibung. Bei der Patientin K. wurden in der Bauchhöhle zwei Stück Verbandsstoffe gelassen. Bei einer zweiten Operation wurden sie aufgefunden. Derartige Fälle gibt es mehr. Bald sind es Instrumente, bald ist es Verbandsstoff, der im Innern der Patienten vergessen wird. Daß solche Vorfälle nicht selten tragischer enden, ist selbstverständlich.

Andererseits treiben die Professoren und Aerzte im städtischen Krankenhaus ihre Privatgeschäfte. Sie nehmen Lohnabtreibungen vor. Als eine Patientin eines Tages kein Geld hatte, begnügte sich der Professor mit Stoff zum Anzug. Das Letztere ist vielleicht von geringerer Bedeutung. Was würden aber deutsche Arbeiter sagen, wenn in den städtischen Krankenhäusern Zustände herrschten, wie sie der Feuilletonist der Prawda schildert. Wenn es aber so in Moskau aussieht, wie mögen erst die Dinge in der Provinz liegen?

Achtung! Achtung!

Ein Stück in 3 Akten (5 Bildern) von North, Fuller und Nelson.

Uraufführung im Neuen Theater, Frankfurt a. M.

Wieder ist, wie kürzlich erst in „Reporter" die edle Stadt Chikago der heroische Schauplatz. Es begibt sich — und dieser Einfall ist wirklich originell — im Senderaum einer Rundfunkgesellschaft ein kriminalistisches Sensationsstück, das sich gewaschen hat. Drei Autoren lieferten ihren Senf: wenn da nicht die richtige marktgängige Dosierung herauskommt. . . . .

Ein Teil der Fabel ist ungefähr eine Abschrift der Wirklichkeit; die Wiedergabe eines Falles, der sich in Chikago zutrug: in eine Gesellschaft dringen Banditen ein und erleichtern die Damen um ihren Schmuck. Tagelang berichteten damals, selbst im rasch lebigen Amerika, die Zeitungen darüber.

Diesen Kern verarbeiten die drei Firmeninhaber North, Fuller, Nelson nach allen Regeln der Spannungskunst, daß selbst ein Wallace sein Vergnügen daran hätte. Verbrecher müssen mit der Zeit gehen, sonst wird ihr Betrieb unrationell. Also bedienen sie sich des Rundfunks als Mittel für ihre Beutezüge. (In USA. versteht sich, keineswegs in Deutschland, wo der Sender staatlich ist und höchstens ein Redner überrumpelt und harmlos entführt werden kann.)

Chef der menschenfreundlichen „Gewerbetreibenden" ist . . . Das sei um der Spannung willen nicht verraten. Jedenfalls ist es so, daß etlichen Millionärstöchtern die Sorge um ihre Perlenkolliers und sonstige Behängsel abgenommen wird, während sie im Senderaum angetreten sind, um für eine Wohltätigkeitssache zu krähen. Natürlich entkommen die Täter. Die Jagd und das Rätselraten und die falschen Verdächtigungen setzen ein.

Ein Spiritist, der allabendlich durch das Mikrophon seinen Zimt über die gläubigen Hörer ausstreut, wird schließlich bei dieser Tätigkeit erschossen, weil . . . Wo ist der Täter?

Wäre nicht der kriminalistisch begabte Ansager, der den schwachköpfigen Detektiv ad absurdum führt, — die Lösung ließe vielleicht noch länger auf sich warten: ein bißchen lang, trotz aller sachgerechten Spannung. Schließlich findet der Böse seine Strafe — eine Grammophonplatte, die's schafft ist nicht von Pappe zur Eruierung der Täter — der Gute seine Braut und dazu noch die staatsanwaltliche Belohnung als Mitgift.

*

Zwischen diesem gut verschraubten Handlungsgerippe ist manche niedliche Beobachtung verpackt: hübsche Sotissen auf den Rundfunk und seinen Betrieb. Bitte: nur in Amerika, wo die Gesellschaften privat sind, von Firmen unterhalten werden, wofür dätige Reklame geliefert wird; wo die Sprecher für ihre Vorträge noch zahlen müssen und wo die Sendegesellschaften sich nicht wie „im alten Europa den Luxus leisten können die Abonnenten zahlen zu lassen." Auch sonst setzt es noch manchen freundlichen Hieb: auf die weiblichen Enthusiasten mit ihrer sanften Hysterie für den Ansager; auf die Gymnastikstunde, die der „Sportlehrer" zeitungslesend absolviert; auf den spiritistischen Rummel mit seinen Konzessionen an das Publikum.

*

Die Regie (A. **Hellmer**) ließ diese amerikanische Kövenickiade mit viel Verve abschnurren; pointierte die bissigen Passagen mit Nachdruck und half durch Beleuchtungseffekte das Theatergruseln verstärken. Das Bühnenbild (Jul. **Hahko**): sachgerecht und nüchtern.

Franz **Massareck** hatte als Ansager das schmelzende Tremolo, das auf die Girls dies- und jenseits des Atlantik nie die Wirkung verfehlt; im übrigen mühte er sich zwischen Naivität und smarter Gerissenheit zu balancieren. Seine Partnerin (S. Ganztert) schmolz als Sekretärin und Braut in züchtigem Anstand, nur gelang es nicht restlos die resolute Aktivität glaubhaft zu machen. **Max Wittmann** deklamierte pathetisch, ölig-salbungsvoll die spiritistische Phraseologie; Karl **Günther** hatte aus der üblichen Rolle des Dandy hinüber gewechselt zu einem zerknautschten Detektiv: spielte ihn in Geste und Dialektik in einer Sphäre von Whiskydunst. Ergänzend die Herren Costa, Falkner, Czimea, Saalfeld, Arco.

Er fand Beifall, dieser Rundfunk „Hexer". Kurt Offenburg.

James Jesse Strang

Die Geschichte eines Königs

Auch die Mormonen, diese eigenartige Sekte, deren höchste Offenbarung die Vielweiberei ist, hatten im vorigen Jahrhundert einen König gehabt, den ersten und letzten Mormonen-Herrscher. Die Geschichte dieses Mannes, der Abenteurer war, dann König wurde, und sich als solcher jahrelang behauptete, hört sich wie ein spannender Abenteurerroman an, zeigt eine Welt des Irr- und Aberglaubens, die uns anmutet wie eine Geschichte aus Tausend und einer Nacht. Beinahe unglaublich, daß es Wirklichkeit war, und daß uns nur wenige Jahrzehnte davon trennen.

James Jesse Strang, der Schöpfer dieser bisher unübertroffenen Staatsparodie, ist im Jahre 1813 im Dorfe Scipio im Staate Neuyork geboren. Sein unruhiges Blut trieb ihn schon frühzeitig in die Fremde. Er versuchte alles nur Mögliche, war Zeitungsjunge, Lehrer, Rechtsanwalt, Journalist und schließlich ein Eiferer des Antialkoholismus. Doch nichts behagte ihm. Seine Brust schwellte grenzenlose Ruhm- und Machtsucht. Die mußte er befriedigen.

Er kam eines Tages in das Dorf Bourlington im Staate Wisconsin. Hier begegnete er einer wandernden Mormonen-Mission, schloß sich ihr an und ging mit nach Nauwo, wo der Begründer der Mormonensekte, der Prophet Joe Smith, sich mit seiner Gemeinde niedergelassen hatte. Strang lernte dort die Religionsgrundsätze der Mormonen, der „Latter-Day Scients" (Heiligen der letzten Tage), kennen. Er erfuhr, daß der höchste Gnadenakt Gottes die Vielweiberei sei, daß es ohne Vielweiberei keine Erlösung gebe. Er hatte aber auch erfahren, auf welche wundersame, mystische, schier unglaubliche Weise Joe Smith diese Offenbarungen erfahren habe.

Die Engelserscheinung, die sich Smith im Jahre 1823 zeigte und ihm verkündete, daß er im Hügel Cumora bei Palmira in County Neuyork nach „Heiligen goldenen Tafeln" suchen sollte, gab ihm zu denken.

Aber auch andere Wunder geschahen um Joe Smith herum. Der des Lesens unkundige Prophet, der die vorgefundenen Tafeln laut Befehl des Engels nur vier Jahre später heben durfte, fand in der Kiste auch eine Wunderbrille (Urim und Toumnin) mit durchsichtigen Steinen als Gläser, die ihn befähigten, aus den Offenbarungen, die die vorgefundenen Tafeln angeblich enthielten, das herauszulesen, was er eben für richtig fand.

Der Abenteurer erkannte sofort, welch ungeheure Möglichkeiten sich ihm im Kreise dieser einfältigen Menschen böten und beschloß daher, selbst Mormone zu werden. Er gebärdete sich von da ab als ein überzeugter Anhänger des Propheten. Als dann dieser das Zeitliche segnete, war er einer der aussichtsreichsten Bewerber auf den verwaisten Prophetenposten. Um sein Ziel zu erreichen, arbeitete er nach denselben Methoden wie sein einstiger Meister. Gefälschte Briefe, Engelserscheinungen, geheimnisvolle Kupferplatten, die ein Geschenk des Himmels waren, taten auch diesmal ihre Wirkung. Und dennoch wurde er nicht Prophet, denn . . .

Birgham Young, auch ein Anwärter des Führerpostens, kündigte ihm den Kampf an und erwies sich als der Stärkere. Strang blieb nichts anderes übrig, als mit einer kleinen Schar der ihm Folgenden auszuwandern und inmitten des Michigansees auf einer großen Insel, „Beawer Island" genannt, ein neues Reich zu gründen.

Die auserkorene Insel war von einigen Fischerfamilien bewohnt. Des Abenteurers erste Heldentat war es nun, diese armen Menschen zu besiegen und seinem Willen zu unterjochen. Die Gläubigen glaubten jetzt, er sei ein Sendling Gottes und gehorchten nun blindlings seinen Befehlen. Und der „Sendling Gottes" nützte diesen Umstand reichlich aus. Allerdings, auch der Zufall kam ihm hierbei zur Hilfe.

Im Jahre 1850 versuchten die Fischer des Festlandes, die Mormonen von der Insel zu vertreiben. Eine kleine Insel gegenüber von Beawer Island diente ihnen als Stützpunkt. Am Vorabend ihres Nationalfeiertags landeten sie dort mit einem Segelschiff, sprachen dem mitgebrachten Whisky reichlich zu und gingen dann — sich in vollster Sicherheit wähnend — schlafen. Strang, der dies alles genau beobachtete, bestieg nun mit einigen seiner Getreuen eine Barke und fuhr, nachdem er die Wache des Feindes überwältigte, mit dem erbeuteten Segelschiff heim. Der Kampf war gewonnen, noch ehe er ihn begonnen hatte, und die Fischer waren froh und glücklich, als sie nach Erfüllung allerlei harter Bedingungen ihr Segelschiff zurückbekamen und ans Festland zurückkehren durften.

Nach dieser Heldentat dünkte sich Strang gottesähnlich und benahm sich auch danach. Er ließ verkünden: Die Engelserscheinung habe sich ihm wieder gezeigt und offenbart, daß der Wunsch des Herrn es sei, daß das Volk ihn zum König kröne. Und das naive Volk tat das auch. So wurde Strang Alleinherrscher, Despot.

Es dauerte nicht lange und ein unstillbarer Machtrausch überwältigte den neuen Herrscher. Er dünkte sich ein zweiter Nero zu sein. Tagtäglich erließ er die unsinnigsten Befehle und führte sie mit unbarmherziger Strenge durch. Er dekretierte unter anderem: „Die vorhandenen Kaffee-, Tee- und Tabakbestände sind ein Werk des Teufels und daher ins Meer zu werfen." „Zu Eheschließungen ist meine königliche Erlaubnis notwendig." „Zuwiderhandelnde", hieß es weiter, „werden öffentlich ausgepeitscht." Und er ließ auch Männer, Frauen und Kinder züchtigen. Mit besonderer Vorliebe tat er das mit jungen Brautpaaren. Er schrieb auch die Kleidung der Braut bei der Trauung vor; bis zu den Knöcheln reichende weite Pluderhosen. Und wehe den Unglücklichen, die diesen Befehl außer acht ließen. Strang als Prophet und Alleinherrscher verurteilte die armen Sünder, sowohl Braut als Bräutigam, die die heiligsten Gebote ihres Glaubens mißachteten, zur Auspeitschung. Er hatte sich natürlich auch einen Harem angelegt. Gefiel ihm ein Mädchen oder eine Frau auf der Insel, so mußte sie in seinen Harem. Protestierte der Vater oder der Gatte, so wurde er zum Tode verurteilt und gehängt.

Acht volle Jahre währte diese Schreckensherrschaft, bis endlich Amerika sich veranlaßt sah, ihr ein Ende zu bereiten. Ein Schiff wurde entsandt, mit dem Befehl, Strang lebend nach Amerika zu bringen. Inzwischen ereilte aber den Abenteurerkönig sein Schicksal. Zwei seiner gepeinigten Untertanen, namens Bedford und Wentworth, hatten Rache geschworen und erschossen den Tyrannen.

Strang war tot und sein Volk zerstreute sich in alle Windrichtungen. Der Königstraum war ausgeträumt.

Paul Diner-Denes

Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von **Oliver Curwood**

Copyright by Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.

51 (Nachdruck verboten)

Ob Billo diese Frage verstand, war ihm nicht anzusehen. Carvel aber, der ihn noch immer aufmerksam beobachtete, bemerkte, daß sich die Haare auf dem Rücken des Hundes wie eine Bürste sträubten, und hörte in Billos Kehle ein Knurren voll trotzigen Hasses. Es war das Knurren, das auch den Händler in Schach gehalten hatte. Carvel, der das Schloß seines Gewehres öffnete, um nachzusehen, ob alles in Ordnung war, kicherte zufrieden. Billo konnte das Kichern gehört haben. Vielleicht bedeutete es ihm auch etwas, denn plötzlich wandte er den Kopf und schaute mit zurückgelegten Ohren auf seinen Gefährten.

Auf einmal waren die Wölfe verstummt. Carvel wußte, was das heißt; er verdoppelte seine Wachsamkeit. In der Stille der Nacht hörte man einen scharfen, metallischen Ton, als er sein Gewehr entsicherte. Lange Minuten hörten die beiden nichts als das Krachen des Feuers. Plötzlich schienen die Muskeln Billos zu zucken. Er sprang zurück und blickte scharf in die Nacht hinter Carvels Rücken, den Kopf in gleicher Höhe mit den Schultern. Seine langen Fangzähne schimmerten, als er in das schwarze Loch des Waldes jenseits des Feuerscheins starrte. Carvel drehte sich blitzschnell um. Es war erschreckend, was er sah. Vor ihm glühten zwei Augen wie grünliches Feuer, dann noch zwei und noch zwei und immer mehr, bis er sie nicht mehr zu zählen vermochte. Carvel atmete schwer. Diese Augen sahen aus wie Katzenaugen, nur viel, viel größer. Einige von ihnen fingen den Feuerschein auf und hingen wie rotglühende Kohlen vor ihm in der dunklen Nacht, andere funkelten blau und grün — lebende Wesen ohne Körper. Mit einem raschen Blick suchte er die schwarze Dunkelheit des Waldes hinter sich ab. Auch hier standen sie. Auf allen Seiten. Dort aber, wo er sie zuerst gesehen, standen sie am dichtesten. Im ersten Augenblick hatte er Billo völlig vergessen, er war fast betäubt vor Schrecken, als er sich von einem Kranz riesiger Augen umschlossen sah, der den sicheren Tod bedeutete. Es lauerten fünfzig, vielleicht sogar hundert Wölfe um ihn her, die in dieser Wildnis nichts so sehr wie das Feuer fürchteten. Lautlos waren sie gekommen, ohne das tappende Geräusch der Pfoten und ohne einen einzigen Zweig zu brechen. Wenn es schon später gewesen wäre, wenn sie beide schon geschlafen hätten — oder wenn kein Feuer gebrannt hätte —!

Carvel schauderte. Erst wollte er nur im äußersten Notfall schießen, aber ganz plötzlich saß das Gewehr fast wie von selbst an seiner Schulter. Da schoß er eine Feuergarbe dort hinein, wo die Augen am dichtesten waren. Billo wußte es, was diese Schüsse bedeuteten und von dem Verlangen, einem seiner Feinde an die Kehle zu springen ganz toll, stürzte er hinaus in die Dunkelheit. Carvel entfuhr ein Schrei der Bestürzung. Er sah die blitzschnelle Bewegung von Billos Körper, bis ihn die Dunkelheit gierig verschlang. Im gleichen Augenblick hörte er das fürchterliche Reißen und Beißen von Fängen und das Aufeinanderprallen von Körpern. Eine wilde Begeisterung durchpulste seine Adern. Der Hund hatte allein angegriffen; die Wölfe hatten sich abwartend verhalten. Da gab es nur eine Möglichkeit, denn sein vierfüßiger Gefährte hatte sich selber vor die todbringenden Kiefer geworfen.

Er konnte das gierige Schnappen dieser Kiefer in der Dunkelheit draußen hören. Es war toll. Seine Hand griff nach der Pistole in seinem Gürtel; das leergeschossene Gewehr warf er mit dem Kolben nach unten in den Schnee. Mit der starken Waffe in der Hand wagte er sich in die undurchdringliche Nacht hinaus. Von seinen Lippen ertönte wildes Geschrei, das man gut fünfzehnhundert Meter weit hören konnte. Mit dem Geschrei ergoß sich ein ununterbrochener Feuerstrahl aus der Pistole in die Masse der kämpfenden Bestien. Elf Schüsse waren in der Waffe. Carvel kehrte nicht eher in die schützende Helle des Feuers zurück, als bis die letzte Kugel verschossen war. Dann lachte er und atmete tief. Jetzt sah er keine Augen mehr vor sich, jetzt hörte er auch die Bewegung der Körper nicht mehr. Sein plötzlicher und wilder Ausfall hatte die Wölfe vertrieben. Aber der Hund! Carvel hielt den Atem an. Sein Auge suchte angestrengt. Da tauchte ein Schatten im Feuerschein auf: es war Billo. Carvel rannte zu ihm hinüber, faßte ihn unter den Schultern und trug ihn zum Feuer. Lange blickten den Hund zwei fragende Augen an. Carvel lud sein Gewehr, legte Holz auf das Feuer und holte aus seinem Gepäck ein paar Tuchstreifen hervor, mit denen er die drei oder vier tiefsten Wunden an Billos Beinen verband. Und wohl ein dutzendmal fragte er:

„Nun, was für ein Teufel hat dich denn dort hinausgejagt, alter Freund? Was hast du gegen die Wölfe?"

Das Erlebnis mit den Wölfen beseitigte auch die geringste Ungewißheit, die zwischen Mann und Hund bestanden hatte. Tagelang noch, als sie schon langsam nach Nordwesten zogen, pflegte Carvel Billo wie ein kleines Kind. Wegen der Wunden des Hundes legte er nur wenige Kilometer an einem Tag zurück. Billo spürte das. Von Tag zu Tag wurde seine Liebe zu dem Manne, dessen Hände ihn so sanft berührten, wie die Hände Nepeeses, und dessen Stimme ihn mit der wohltuenden Wärme unbegrenzter Kameradschaft erfüllte, immer größer und stärker. Er fürchtete ihn nicht mehr, auch hegte er keinen Verdacht mehr gegen ihn.

Carvel beobachtete Billo mit aufmerksamem Blick. Die unendliche Leere der Gegend, die sie gerade durchquerten, gab ihm Gelegenheit, auch über die unwichtigsten Dinge nachzudenken, und so beobachtete er Billo von Tag zu Tag genauer. Schließlich entdeckte er etwas an ihm, das seine Aufmerksamkeit erweckte. Immer wenn sie unterwegs halt machten, wandte Billo den Kopf nach Süden und wenn sie auf freiliegenden Plätzen standen, stellte er sich immer in den Wind, der vom Süden herkam. Das ist ganz natürlich, dachte Carvel; dort unten wird sein altes Jagdgebiet liegen. Aber je mehr Tage vergingen, desto mehr konnte er noch andere Dinge beobachten. Hier und da begann Billo zu winseln, wenn er in die Ferne schaute, aus der sie beide hergekommen waren. An diesen Tagen erfüllte ihn stets eine mächtige Unruhe. Er erweckte aber nicht den Eindruck, als wollte er Carvel verlassen, sondern Carvel glaubte immer mehr zu verstehen, daß irgendein geheimnisvolles Rufen aus dem Süden Billo erreichte.

Ursprünglich wollte Carvel noch bevor der matschige Schnee kam in das Gebiet des Great Slave Lake, gut zwölfhundert Kilometer weiter nordwestlich gelangen. Von hier aus wollte er dann im Frühjahr, wenn die Flüsse wieder aufgefroren waren, mit dem Kanu westwärts zum Mackenzie Fluß und endlich in die Berge von Britisch Kolumbien flüchten. Doch diese Pläne erfuhren im Februar eine Aenderung; Carvel hatte sie während eines heftigen Sturmes in der Gegend des Wholdaia Lake ausgedacht. Als aber sein Stern am tiefsten stand, stieß er im Herzen des dichtesten Tannenwaldes zufällig auf eine Blockhütte, in der ein Toter lag.

(Fortsetzung folgt.)